**DER BLICK**

Was für ein grauenvoller Blick, dachte ich, als ich in Neuperlach-Zentrum die U-Bahn betrat, der schlägt doch jedes Kind in die Flucht!

Er hatte sich von ihrem Buch erhoben – der Blick, war stumpf und wie von Schmerzen geplagt durch den Wagen hinaus auf den Bahnsteig geschweift. Ich glaubte nicht, dass er mir galt. Warum sollte er auch? Nein, dieser Blick war für alles und jeden gedacht. Dennoch – ich beschloss, auf Abstand zu bleiben, und setzte mich in das schräg gegenüberliegende Viererabteil.

Sie war nicht mehr jung, die Frau mit dem Blick. An ihrem Scheitel wuchs Graues heraus. Als der Zug anfuhr, steckte sie die Nase wieder ins Buch; so hätte ich‘s früher gesagt, aber jetzt scheint diese Formulierung nicht mehr so ganz in die Welt zu passen. Die meisten Nasen werden inzwischen hinter Masken versteckt. Die Frau hatte sich auch ein solches Exemplar über die Ohren gehängt: *Gegen meinen Willen*, stand drauf – in Druckbuchstaben, damit es für jeden zu lesen war.

Gegen ihren Willen, ach ja? Ein Opfer also. Schaut her, sagte ihr Blick, das habt ihr aus mir gemacht! – Da wäre ein Quentchen Autismus für mich jetzt sicher gut, dachte ich mir, nur so viel, dass meine Gedanken nicht anfangen müssten, die Verzagtheit dieser Frau zu ergründen – um dann vielleicht auch noch in Vorwurf und Jammer zu enden. Jammern kann ansteckend sein! Nein, gerade so viel, dass ich selbst auf dieser Fahrt zu meiner eigenen Lektüre kam, schließlich hatte ich auch ein Buch dabei. Doch die Gedanken bohrten sich längst in mich hinein: Woran es denn läge, dass sich diese Frau jetzt als Opfer fühle, und wer überhaupt schuldig zu nennen sei?

Die anderen, hätte sie mir sicher gesagt und dass sie, weil sie nichts aushalten müsste, jetzt eben Klägerin sei: Schließlich hätte man ihre Freiheit geraubt! Womöglich verfolgte man sie bereits. – Aber was erzählte sie sich denn da? Geschichten von feindlichen Kräften, deren Ziel es sei, ihre Welt zu vernichten? Von einer Zukunft, an die sie keine Erwartungen knüpfe, weil das Beste bereits Vergangenheit sei? – Zurück also, am besten gleich in den Mutterleib, wo man zum Leben nicht einmal Luft holen musste –, wo es ein Recht auf Hilflosigkeit gab.

Ob sie als Kind den Becher auch immer hinschmiss, wenn die Würfel mal ungünstig fielen? Ob sie die Regeln dann mittendrin eigenmächtig zu ihren Gunsten verändert hat? Also, mit so einer hätte ich jedenfalls nicht gespielt!

Was überhaupt hatte sie denn aus ihrer Freiheit gemacht? Hatte sie beobachten gelernt, zuhören, Abstand gewinnen – zuallererst zu sich selbst? Und dabei vielleicht auch bemerkt, dass ihr noch immer der nötige Humor dazu fehlt? – Klagen und Jammern, und andere mussten die Lösung finden: Zu welcher Geschichte hatte sie ihr Leben gemacht? Wieviel guten Willen zur Vernünftigkeit würde ich in ihren Entscheidungen finden? Trat sie, die so viel Freiheiten hatte, für die Freiheiten anderer ein? – Je mehr Fragen sich häuften, umso mehr wuchs bei mir allerdings der Verdacht, dass die Freiheit bei ihr zuhause wie eine Ikone in der Vitrine stand: Angehimmelt und eifersüchtig bewacht – und abgestaubt, falls es wieder mal nötig war.

Nein, für eine Verständigung zwischen uns fehlte hier die Gelegenheit, dazu müsste zu vieles zusammenpassen: Bereitschaft zum Beispiel, Ort und auch Zeit – so, wie neulich, als mit dem Augenblick, in dem ich in Grafing-Bahnhof den Laden betrat, eins aus dem anderen folgte, bis die Geschichte während der Fahrt dann noch ein unerwartetes Ende bekam:

Es war der Tag, an dem Ena, wie verabredet, am Ostbahnhof in den letzten Wagen zustieg und ich ihr erzählte, wie ich – eine halbe Stunde war es erst her – beim Betreten des Bahnsteigladens auf drei Männer eines Wartungstrupps stieß, zwei von ihnen in orangefarbenen Westen, der dritte in knalligem Grün. Sie warteten dort auf den Kaffee, den die Pächterin hinter einer durchsichtigen Wand für sie durchlaufen ließ.

„Was denn, alle drei ohne Maske!“, empörte ich mich: „Noch dazu auf dem Dienstgelände und während der Schicht?“ – Sie schickten missmutige Laute zurück, die ich nicht so recht hörte, denn hinter mir schepperte wieder die Tür: „Sie auch ohne Maske?“, warf ich der neuen Kundin gleich an den Kopf: „Ja, wo bin ich denn hier? Und überhaupt: Was ist denn das für ein Laden?“

„Was ist denn das für ein Land?“, polterte nun aber der jüngste der Männer in breitem Sächsisch zurück – einer, von dem ich spürte, dass ich ihn besser nicht aus den Augen ließ. Ein, zwei gespannte Sekunden starrten wir uns nur an, bevor ich einen Schritt vorwärts und meinem Herzen Luft machte: „Das Land funktioniert, aber nicht mit Leuten wie Ihnen!“ – Wortlos räumten die drei ihr Plundergebäck von den Tellern und verschwanden samt Kaffeebechern in der Gleisunterführung.

So hatte ich’s Ena erzählt – durch die Maske hindurch und über den Abstand hinweg, glaubte auch, dass die Geschichte damit zu Ende sei. Doch kurz vor dem Marienplatz blieb eine Frau neben mir stehen. Sie hatte – durch den Gang getrennt – mitgehört: „Bleiben Sie so“, sagte sie, bevor sie aussteigen musste, „und wissen Sie auch, dass Sie durchaus nicht alleine sind.“

Aber genug davon jetzt! – Ich wechselte meinen Platz und tauchte endlich meine maskierte Nase in Marc Aurels *Selbstbetrachtungen* ein. *Wer gut und offen und wohlgesinnt ist*, kann man da seit fast zweitausend Jahren lesen, *dem sieht man das schon an den Augen an …*